

Nr. 22. Bromberg, den 28. Januar. 1934

Hein  Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

(16. Fortsetzung.) ———

Herr Esturny verstummt, etwas Gütiges, etwas sehr Liebes möchte er sagen. Da kommen Rufe und schwere Schritte; Avelke horcht entsetzt auf, entreißt Esturny die Blume und huscht ohne Gruß wie ein ängstlicher Vogel in den Busch.

Hein Hoyer kommt breit den Weg herab. Er ist beherzt, nun, da er Frau Karin verlassen hat, streift mit den Händen das Laub von den Zweigen und wirft es kindlich zwischen die Haselhecken. Die rötliche Luft, etwas herbstlich riechend, aber noch süß und beseligend, hebt alle Herzen über die Erde.

„Esturny, Ihr hockt da wie eine Fledermaus, der Sand in die Augen fuhr."

Der Engländer horcht halb dankbar auf die Fröhlichkeit des andern. „Es war ein heißer Tag, die Wärme mahlt mir im Schädel!"

„So schüttet ihn um!"

Der Sprechende sieht die Falten über Esturnys Stirn, legt ihm besorgt die Hand auf die Schultern und zieht ihn weiter.

„Ihr habt Kummer, Freund?"

„Zweifel, Hoyer, und Menschenfurcht!"

„Seht den Himmel an, ist der nicht voller Glauben?"

„Warum ist der Himmel blau, warum nicht rot, wie unser Blut, das doch auch von der Sonne verbrannt wurde?"

„Wer begreift die Ewigkeit, Freund? Freuen wir uns an ihren Gebärden!"

„Wir sind zu arm, sie zu erspüren!"

Hoyer fährt ihn an: „Splitter der Göttlichkeit sind wir, also ihrer teilhaftig. Arm ist nur, wer sich selbst aufgibt!"

Esturny schüttelt müde das Haupt, er hat den Glauben verloren. „Du liest zuviel vom Kempener. Man wurzelt im Tod, Hoyer, und wenn man am höchsten reicht, ist man ihm am nächsten!"

Avelke Wichert hat aus den Büschen den Männern zugehört, in benommener Neugier sieht sie ihnen nach. Als sie gegangen sind, läßt sie sich am Rain nieder und beginnt Gräser auszuziehen, eigensinnig nachdenkend, was ihr begegnet ist. Dann springt sie auf und läuft den Garten entlang, bis sie unter einem Hügel den Lockruf der Fahrenden zum Spielbeginn hört. Sie läßt sich wieder nieder; ihr Herz schlägt, sie sieht den Baß eifern, hört Wessel fiedeln und fürchtet sich, betroffen durch die Nähe zweier Menschen, deren Worte sie in Verwirrung brachten.

Wieder lockt Wessel zum Spiel, aber das Mädchen rührt sich nicht, es hört nur den dumpfen Nachhall von Schritten, vor denen es sich fürchtet. Vom Zelt fällt ein heller Schein, Lampen schwanken, und die Bäume wiegen sich im Licht.

Wessels Flöte lockt dringender als vorher. Da beginnt Avelke zu fliehen, voll Angst vor seinen Weisen, voll Angst vor Menschen, die sie anhalten und heimbringen könnten. Leise huschte sie durch eine Hintertür in den Krug, in dem die Truppe haust; auf ihrer Kammer zieht sie einen kleinen Spiegel aus der Tasche und streicht ihr Haar aus der Stirn. Aber während sie es tut, beginnt sie furchtsam aufzuhorchen. Es ist, als ginge in der Ferne noch immer jener dumpfe Schritt, als wanderte ein wunderlicher Unirdischer vorbei, der nach ihr sucht. Sie wirft sich aufs Lager, schluchzt ins Kissen und rüttelt das Holz mit ihren kleinen Fäusten. Aber der, dem ihr heimliches Verlangen gilt, sinkt mit dunklem Laut tiefer und ferner, bis ein Wald ihn aufnimmt und in ihren Schlaf wächst.

Die Fahrenden hatten Lichter in die Bäume gehängt, viel Volk war in den schönen Herbstabend hinausgelaufen, um die Truppe anzusehen. Aber als Wessel zum Spiel lockte, blieb die Heilige aus. Er lockte noch einmal. Da mußte die dicke Basin als Jungfrau Maria stehen, und das Volk lachte.

•

Es dämmerte an der Elbe. Das Mondlicht kroch bräunlich von Insel zu Insel; die Luft war diesig, ein paar Sterne schmolzen in der Flut.

Avelke Wichert flickte vor der Haustür an Fischer Mewes Netz. Die Finger mit der hölzernen Nadel flirrten munter durch die Maschen, das Garn surrte und strammte sich. Mitunter fuhr ihre Hand rasch über die Spitzenhaube und strich eine kleine Perlenborte aus der Stirn, dann schaute sie wieder flüchtig am Ufer entlang, ob das Boot heimkehre, auf dem Mewes und Wessel ausgefahren waren. Die Mönche im Vorwerk warteten auf ihr Fastengericht; schon hatte der Küchenbruder übellaunig herübergeschickt, wozu das Kloster einen Laienknecht zum Fischen hatte, wenn er keinen Fang brächte.

Ein paar knarrende Schritte kamen näher, dumpf schlug ein Huf den Sand. Avelke schaute aus; ein fremder Jäger hielt die heimkehrenden Fischer an, sie wiesen ihn nach dem Kloster. Aber der Reiter blieb noch, fragte Wessel etwas und schüttelte ihm die Hand; seine Hunde zogen schnaubend Kreise um die beiden.

„Klaas!" rief das Mädchen in plötzlicher Angst. Sie wußte nicht, wovor sie sich fürchtete, aber sie litt den Fremden nicht.

„Klaas, der Küchenbruder fragte schon nach den Fischen!"

Der Bursche hörte nicht gleich.

„Klaas!" Avelke wollte rufen, aber die Worte blieben ihr in der Kehle. Wessel lachte dem Fremden zu; zwei alte Freunde schienen sie.

Mägde kamen vom Melken und schritten langsamer, um sich den Jäger anzusehen. Da scheute das Pferd vor den klirrenden Eimern, der Fremde nickte grüßend, und die Hunde jagten voran.

„Wer war das?" fragte das Mädchen atemlos.

„Ein Fremder, ich weiß es nicht!"

„War das nicht Svendson?“ Avelke sah Wessel mit großen ängstlichen Augen an. „Was will der zur Nachtzeit hier draußen?“

„Wie soll ich's wissen?“ sagte der Bursch gleichgültig.

*

Erik Svendson hob den Kelch mit rotem Wein und trank Bekerholt zu, der fahrig auf ihn einredete; Peter Küper, der Schmied, hockte mit hochgezogenen Beinen auf einem Schusterbock und horchte aufmerksam. Der Saal war leer; die Brüder speisten zu Abend, die Herren waren allein.

Bekerholt räusperte sich nach jedem Satz, man spürte, daß die Worte ihm schwer wurden. „Die Unruhen sind noch nicht um, Svendson! Wartet eine kurze Zeit, auch Herr Hoyer wird fallen!“

Der Däne wich vorsichtig aus. „Was habt Ihr gegen Herrn Hoyer?“

Bekerholts rote Stirn schwoll an, er goß hastig seinen Becher voll. „Herren entthronen heißt nicht, neue Götzen auf alte Fässer setzen. Versteht Ihr mich?“

Peter Küper brummte und nickte dazu.

Über das glatte Gesicht Svendsons zog eine würdige Freundlichkeit. „Ich versteh Euch wohl“, sagte er gedehnt und wog ab und dachte heimlich an Frau Karins Liebe.

Bekerholt hob den Becher und beugte sich plump vornüber. „Oder hält Euer König so viel von Herrn Hoyer, weil er die Holsteiner erschlug?“

„Ihr tut, als hätte der König einen Zwist mit Holstein“, fragte Svendson, „ich wüßte nichts davon.“

Bekerholt lächelte, der Däne wiegte den Kopf.

„Und wenn ich schon an jenen Zwist glaubte, wie käme Eure Stadt dazu, sich dreinzumengen?“

Der Hamburger wurde unsicher. „Hein Hoyer greift ein, glaubt es mir!“

„Hoyer ist ein vorsichtiger Staatsmann, ein zuverlässiger Freund Dänemarks!“ Er sah aufmerksam die Adern seiner Hände an, er fürchtete wohl, man könnte seine Gedanken lesen. „Woher hab Ihr das Gerücht, daß Euer Stadthauptmann sich um Schleswig und Holstein sorgt!“

„Hoyer macht kein halbes Werk“, prahlte Peter Küper.

Svendson machte eine gleichgültige Handbewegung. „Und Ihr, Herren, würdet Euch nicht einmengen?“

Bekerholt rang einen Atemzug lang. „Die Stadt ist erschöpft, ich würde von einem Einspruch abraten“, sagte er ehrlich.

„Welche Gewähr bietet Ihr?“ fragte Svendson trocken.

„Uns selbst! Wenn Ihr wollt, einen Vertrag zwischen uns und Dänemark, über neue Grenzen der Stadt die Alster hinauf.“

„Holsteiner Land wollt Ihr?“

„Acker genug, die Stadt zu nähren!“

„Und heute verlangt Ihr —“

„Waffen!“ prallte es heraus.

„Ein weiter Weg von Kopenhagen bis Hamburg!“

„Er ist kurz über See. Ich weiß keinen anderen!“

Sie blickten nebeneinander zum Fenster hinaus.

„Geld für Waffen also“, wiederholte Svendson nachdenklich. Er wiegt den Kopf. „Kann ich Euch hier wiedertreffen, Herr Bekerholt?“

Der wollte etwas sagen, er möchte das letzte Wort entkräften.

„Ich werde Euch Bescheid geben lassen“, kam Svendson ihm zuvor. „Durch Küper?“

Der knurrte: „Daß die Hamburger mir das Fell zu Dudelsäcken schneiden!“

„Ich sprach eben mit dem Schreiber Wessel!“

Bekerholt nickte erstaunt. „Der ist träg an der Freiheit geworden. Aber wenn Ihr ihn locken könnt?“

Da sah er Wessel in die Tür treten. Er sprang auf und hob beide Arme vor Erstaunen. „Woher kommst du, wer hat dich gerufen?“

Wessel hob die Schultern; ein lasterhafter Geschmack legte sich ihm auf die Lippen, als er Bekerholt sah. Er grüßte und blieb zaudernd vor Peter Küper stehen.

„Ich hatte gehört, du wärst in Kopenhagen, Schmied!“

„Man bäckt sein Brot, wo man Weizen findet!“

„Ja, so seid Ihr!“

Svendson versuchte das Gespräch zu wenden. Er schob Wessel einen Krug zu; roter Wein war darin, den der Spielmann schon lange nicht mehr getrunken hatte.

Herr Svendson winkte, mehr Wein zu bringen, auch Bekerholt rief ein paar Vertraute, die stolz waren, Freund genannt zu werden.

„Ich sah Euch vorhin zu einer schönen Jungfer gehen“, neckte Svendson Wessel. „Ist es noch immer so, daß Ihr Frauenhaare über Eure Fiedel spannt?“

Bekerholt goß sich ein. „Sing etwas von Weibern, Wessel!“

„Hab meine Fiedel vertan!“

Der Kellermann holte Mandeln, die sie zum Wein schmausten, hing einen Schinken aus dem Rauchfang und zerschnitt ihn gönnerhaft. Seine dicken Backen brannten vor Eifer; er holte auch ein Bild des Herrn Hoyer, schob es über den Tisch und stach sein Messer mitten hinein. Dabei grinste er Bekerholt zu und verlangte Anerkennung.

„Wär's Hein Hoyer“, grunzte der.

Einer der Unbekehrten vom andern Tisch stand auf, nahm den Rahmen, schlug ihn dem Verdutzten um die Ohren und ging mit hochrotem Kopf aus der Tür.

Bekerholt suchte Wessel zu gewinnen, seine Lippen brannten von Worten, die der Wein ihm eingab. Aber der Schreiber zog die Flöte, und die Männer lauschten und möchten ihre Herzen gleich den Liedern rein und lauter wissen.

Nur Bekerholt setzte sich trunken zu Svendson, redete von Weibern oder von der Freiheit und malte Kreise und Gesichter auf den Tisch.

Als der Osten unter den Wolken grau wurde, erhob sich Svendson. Und weil Wessel gerade die Flöte absetzte, winkte er ihm, das Pferd zu zäumen.

Als sie hinaustraten, tropfte Regen aus allen Blättern. In den Stall fiel das erste feuchte Licht.

„Wir haben gut getrunken!“ begann der Däne, seine Wangen waren gerötet, aber sein kaum getrübtes Auge prüfte die Arbeit unter Wessels Händen. „Du spielst wie der Teufel!“

„Ich spiele nach meinem Kopf! Freut mich, wenn Ihr ähnlich geschnitten seid!“

„Es gibt Dinge, die über Völker und Könige gehen!“

Wessel schwieg und legte dem Pferd den Sattel auf.

„Warum bist du damals nicht zu mir gekommen?“

„Ihr spracht von Meister Bertrams Kunst, ich bin nur ein schlichter Pfeifer!“

„Der Mensch ist geformt aus Gottes Liedern, predigte mir einer, aus Gottes Liedern, die über die Erde rannen.“

„Sagte er das?“

„Das Weib gebiert den Menschen, aber der Dichter gestaltet ihn“, so predigte er auch.

Wessel horchte, er riß die Stalltür auf, der Regen sank warm und morgenstill über die Weite. — „Wer sprach davon?“

„Ein Deutscher an unserm Hof. Es sind viel Deutsche bei uns. Die Dichter, lehrte er Herrn Erich, die Dichter seien die Könige der Welt und ihre Erde wölbe sich hoch über den Himmel. Unser Herr hat gelacht und hat ihn gnädig aufgenommen, obschon die Pfaffen murrten.“

„Spricht man mehr über dergleichen bei Euch?“

„Sehr viel sprechen wir davon!“ Svendsons redselige Stimmung schlug plötzlich in Klugheit um. „In Hamburg handelt man mit Gewürzen und hat wenig Zeit für Euresgleichen!“

Wessel hatte die letzten Worte überhört, er legte die Zügel zurecht, hielt die Bügel und sah wartend bei Svendson vorbei, aber er antwortete nicht.

Der Däne schwang sich auf, der Rappe tänzelte, er hielt ihn zurück. Dann wandte er sich. „Wie wär's, wenn Ihr jetzt in meinen Dienst tratet, Wessel? Ist besser als fischen und wildern!“

Der atmete mühsam. „Ist nicht die Stunde, Handschlag zu geben.“

„Wann kommt Ihr?“

Wessel schwieg, er dachte an die Deutschen am Kopenhagener Hof. Spräch er ein Stündlein mit ihnen.

„Kommt!“ streckte sich eine Hand aus.

„Im Winter vielleicht!“ sagte er zögernd.

„Ich halte Euch beim Wort — im Winter!“ Svendson winkte lächelnd, setzte an und preschte die dämmernde Straße hinab. Langsam, die Glieder umfangen, schritt Wessel zum Strand zurück.

Ohne Laut wartete das Land der Frühe entgegen, und die Heide rötete sich über den Hängen.

Als Klaas Wessel vor Fischer Mewes' Haus stand, mühte er sich, seine Gedanken abzuschütteln, und suchte lustig seines Mädchens Fenster, um es zu wecken. Aber seine Stimme setzte aus, Herrn Svendsons Worte gingen ihm im Kopf herum.

Seine Leidenschaft für Avelke Wichert war ihm einerlei in dieser Stunde, er fühlte eine herbstliche Abkehr. Wessel fürchtete sich noch vor dem Abergott unter seinem Herzen, wollte sich zum Frohsinn zwingen und klopfte ans Fenster des Mädchens, um gleich darauf um so leerer dazustehen. Ach, die Tage mit Avelke waren schal geworden, ihn dürstet nach Umkehr zu seiner alten Rastlosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Münchener Urviech.

Faschingsskizze von **Hans Hartig.**

Was ein Urviech ist? Nun, das ist ein Mensch, der seinen Spaß an allem findet, was ihm in die Quere kommt. Das Urviech hat ein dickes Lachen im Leibe, das im unerhörten Betätigungsdrange sich selbst Voraussetzungen schafft um jeden Preis. Natürlich hat es einen Beruf wie andere auch, eine Familie, eine Wohnung, aber bürgerlich wird es nie.

Ein solches Urviech war Sepp Niegeyer in München. Sepp hatte derbe Schmiedefäuste, und wenn er den großen Hammer auf den Amboß schlug, dann stoben die Funken, und die nach einer Seite hin offene Werkstatt dröhnte.

Aber bei all dieser Kraft hatte der Sepp das Gemüt eines Kindes. Sah er irgendwo ein Stück herrenlosen Eisens, dann ruhte er nicht eher, als bis er das Metall in seinen starken Händen zerbrochen hatte, nur um die Kraft zu erproben. In der großen Verwunderung, daß nicht alle Menschen so waren wie er, half er der bedrängten Unschuld weniger durch Rat als durch die Tat, die sich nicht selten in seiner körperlichen Überlegenheit gegenüber dem Unterdrücker ausspielte.

Barbara Niegeyer war ein braves und folgsames Eheweib. Sie liebte ihren Sepp und schimpfte mit ihm, wie eben Münchener Ehefrauen zu tun pflegen. Er nahm es nicht tragisch und verteilte seine Familienliebe zwischen Barbara und seinem Mädel. Ilse hatte wundervolle rehbraune Augen und war im Gegensatz zu Sepp fein und zart gebaut. Natürlich mußte sie das Lyzeum besuchen, und wer etwa die Ilse haben wollte, oho, der mußte schon was sein.

Das war einige Tage vor dem Fasching. Da merkte Meister Niegeyer, daß sein Geselle Maxl Mayer aus Starnberg den Traurigen machte.

„Wos hast, Maxl?" fragte er ihn.

„Nixen", sagte der Geselle.

Der Meister begann zu poltern.

„Nixen? I siech doch, daß du wos hast, du Depp, du damischer"

Der Geselle aber gab nicht nach.

„Wanns du's fixt, nacha brauch ich dir nix verzähl'n."

„Schaff!"

Man ging über die kleine Unterredung zur Tagesordnung über. Aber den Sepp juckte die Neugier. Der da hatte ein Geheimnis, und das mußte er wissen.

„Du, Maxl . . ."

„Laß mi aus."

„Was is es denn?"

Da stellte sich der Geselle vor den Meister.

„Wos wer'ds denn sein? Verliebt bin i halt, und das Madel hat an Vater, der selbst an größenwahnsinniger Depp is und glaubt, sein Madel is nich für an Schlosser gewachsen."

Gleich war der Niegeyer auf der Seite seines Gesellen.

„So an Hund, so an niederträchtiger."

„Wann mir schimpfen, davon hamma a nix."

Das war richtig. Der Sepp überlegte Dann kam ihm ein Einfall.

„Du, Maxl?"

„Ja, wos is?"

„I hab 'ne Idee. Dem dämischen Vater mußt halt mit der Forsche kommen. Dös Luder wird feig sein. Und wann jetzt Fasching ist, dann steigst zu ihm in sein Schlafgemach ein als an Geist. Und dann fragst ihn, ob er dir das Madel geben will, sonst machst ihn als Geist kalt. Sagst einfach, du bist der schlechte Geist vom Maxl Mayer. Hast g'hört?"

„Nit amal übel."

„Natürlich mußt vorher die Türen versperr'n, damit daß er net auskann."

„Gut, Meister."

„Na alsdann, schaffen ma wieder."

*

Der Maxl war losgezogen, hatte sich von der Meisterin ein feines weißes Laken geliehen, um den Geist zu machen. Frau Barbara war mit ihrem Mädel auf einer Redoute. Und Sepp lag im Bett und schlief.

Plötzlich geht die Tür auf, und Maxl tritt hinein. „Was denn", sagt der Meister vom Bett her, „willst du denn nicht den Geist machen?"

„Na", sagt Maxl.

„Ja kruzitürken, warum denn net?"

„Is doch zu abgeschmackt."

„Na, was willst denn dann?"

„I werd' den Vater direkt fragen."

„A recht, 'nauswerfen wird er dich."

Maxl holt tief Atem.

„Alsdann, Meister, i will die Ilse heiraten."

Der Meister steckt beide Zeigefinger in die Ohren und schüttelt ein wenig. Er glaubt nicht gut gehört zu haben.

„Wos hast g—sagt?"

„Die Ilse will ich."

Der Meister ist mit einem Satz aus dem Bett, packt den Gesellen an den Schultern.

„Du bist b'soffen."

Der Geselle entwindet sich seinem Griff.

„Bin nicht b'soffen, die Ilse will ich."

Das ist dem Urviech zuviel. Er knallt dem Gesellen eine, und in dem steckt auch ein Urviech und er läßt sich nicht schlagen und packt den Meister.

Hin und her wogt der Kampf. Aber der Maxl hat Arme wie Eisen und ist jünger als der Meister.

„Aussi laß mich", schreit der Sepp.

„Na", sagt Maxl und hat ihn auf beide Schultern.

„Aussi!" brüllt Sepp noch einmal.

Aber der Maxl hält.

Mit letzter Kraftanstrengung rollt der Meister den Maxl beiseite, nimmt ihn in eine eiserne Krawatte, dann läßt er los, wischt sich den Schweiß.

Einigemale geht er im Zimmer auf und ab, überlegend.

„Kraft hast", sagt er, „Geschick a, ja, warum sollst das Mädel net hab'n?"

„Meister!" jubelt Maxl.

„Halt's Mäu", meint Sepp, „zieh di an, wir wollen zu den Weibern auf die Redouten."

*

„Jessas!" schreit Frau Barbara, „was habt's denn ihr für Masken?"

„Laß das Getratsch, dees sind keine Masken, dees sind Kampfwunden."

Und dann wird Verlobung gefeiert, und Ilse ist glücklich mit ihrem Maxl und so froh, so froh . . ,

Und als die Marienkirche vier schlägt, beginnen zwei ein neues Leben mitten im Fasching.

Abgebrannt.

Skizze aus den Bergen von **August Matthey**

Endlich! Der letzte steile Grad ist erklommen.

Die Abendsonne taucht die bizarren Gipfel und Spitzen der Radstätter Tauern in ein durchsichtiges Rot. Über das schneebedeckte Gipfelmeer hinweg jagen die dunklen Wolken stiere auf das rote Tuch des Westens zu, um davon verschlungen zu werden.

Abfahrt! Mit wippenden Knien geht es in sausender Fahrt hinunter zum „Blauen See". Von der Neuschneedecke hebt sich etwas Dunkles ab; wahrscheinlich die Hütte! Wir sind gehörig müde.

Beim Näherkommen stieren uns verkohlte Balken entgegen. Abgebrannt!

Wir sind ausgeliefert der eisigen Bergesnacht — ohne Schutz, ohne Unterschlupf! Während ich einen heißen Tee mache, sucht mein Kamerad Hans auf der Karte nach der nächsten Almhütte.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig" — Hans zeigt dabei auf die Karte — „Wir müssen wieder zum Grat hinauf. Wenn wir dann den Steilabfall traversieren, gelingt es uns vielleicht, in dieser Rinne zur Alm abzufahren."

Erwärmt durch den Tee brechen wir auf. Die Nacht ist schon hoch über die rings um den See auftürmenden Berge gewachsen. Vollständige Dunkelheit. Keine Sterne.

Endlich sind wir wieder auf der Schneide angelangt und beginnen nun den Hang zu überqueren. Wenigstens ist es auf dieser Seite windgeschützt.

Der Hang wird immer steiler. Um nicht abzurutschen, treten wir bei jedem Schritt die Schneeschuhe tief in den Schnee hinein. Meter um Meter kämpfen wir uns vorwärts.

Plötzlich ein dumpfer Knall! Ein feiner Sprung reißt unter uns auf. Sofort werfe ich mich gegen den Hang und kralle mich in den Schnee. Unter unseren Füßen donnert ein riesiges, von uns losgetretenes Schneebrett zu Tal . . . .

Wir müssen versuchen, die Gratschneide zu gewinnen; vielleicht ist dort doch noch eher ein Vorwärtskommen möglich. Der Mond bricht für einen Augenblick durch und — ist es ein Traumbild unserer erhitzten Phantasie, eine Vorspiegelung unseres erschöpften Willens? — eine riesige vornübergeneigte Wächte versperrt uns den Weg nach oben!

Die Gipfelwächte!

Gigantische Schneefahnen steigen von ihr auf, sinken in sich zusammen, um durch einen neuen Windstoß wieder emporgewirbelt zu werden.

Wir müssen versuchen, hinüberzukommen. Rucksack und Schneeschuhe bei meinem Gefährten lassend, beginne ich die Schneemauer zu erklettern. Die Lawinenschnur — welcher Hohn — nehme ich als „Seil" mit.

Mit der Faust Löcher in den gepreßten Schnee hauend, stemme ich mich Stück für Stück hinauf bis zur „Nase", dem überhängenden Teil der Wächte Wenn sie nur nicht bricht! Die Arme bis zu den Achseln im Schnee vergraben, lasse ich mit den Füßen den festen Halt fahren — ein Schwung — mit dem rechten Bein gelingt es mir, den oberen Rand der Wächte zu erfassen. Langsam, furchtbar langsam, schiebe ich mich mit dem Oberkörper nach. Noch ein Ruck! Unter meinem Gewicht bricht ein Teil der Wächte ab — doch ich habe mich schon mit den Händen im festen Schnee verkrallt, bin oben!

Ein mörderischer Eiswind tobt auf dem Grat. Nur mit äußerster Anstrengung kann ich mich aufrecht halten. Fest gegen einen Felsen gestemmt, seile ich zuerst unsere Rucksäcke und Schneeschuhe und dann mit dreifach genommener Schnur Hans auf.

Ein furchtbarer Sturm faucht uns an, hält für einen Augenblick inne, um uns mit verdoppelter Wucht mit einem Hagel von Eisnadeln zu überschütten. Der Himmel ist wie eine blaßgraue Milchglasplatte und die Erde eine finstere Welt von abgründigen Kohlenschächten!

Ein Vorwärtskommen auf diesem windgepeitschten Grat ist ganz ausgeschlossen. Höhnisch blickt uns das Dunkel an wie eine schwarze Maske unbekannter Schreckensgötter „Weg vom windumtobten Grat, weg vom entnervenden Sturm! Nur fort!" unser einziger Gedanke.

Nach stundenlanger mühseliger Kletterei erreichen wir endlich den Hochwald.

Hier ist die Gewalt des Sturmes gebrochen.

Aber wie übernachten? Ein Wildzaun zieht sich durch den Wald. Und plötzlich durchfährt uns ein unwahrscheinlicher Gedanke: „Wenn wir diesen Zaun entlang fahren, wäre es da nicht möglich, doch zu irgend einer Alm zu kommen? Völlig erschöpft führen wir den Entschluß aus. Kaum vermögen wir uns vor Übermüdung noch aufrecht zu halten.

Ist es möglich? Mitten in einer kleinen Lichtung eine Hütte! Unwahrscheinlich herrlich! Alle Gedanken leben diese armselig kleine Hütte, die da fern von den Gefahren der Berge friedlich ruht.

Sofort die Schneeschuhe abgeschnallt! Wir stemmen uns gegen die mit einem Holzpflock verschlossene Tür; sie gibt nach. Wir stolpern hinein. Ein kahler Raum. Beim Aufflammen der Taschenlampe entdecken wir in einer Ecke Heu; zwar nicht viel, aber doch Heu!

Sofort haben wir uns ein Lager zurecht gemacht und schlafen den schweren Schlaf der Erschöpfung . .

Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir am nächsten Morgen durch den Hochwald eine prachtvolle, neuerbaute Almhütte hindurchschimmern sehen und einige hundert Schritt von ihr entfernt — eine abgebrannte! Wir sind tatsächlich wieder am „Blauen See".

Nur eine Hügelwelle hatte uns gestern den Ausblick auf die neuerbaute Hütte verwehrt und uns zu dieser wahnwitzigen Kletterei veranlaßt. Nur eine Hügelwelle!



Musik bringt Eiweiß zum Gerinnen.

Ein englischer Chemiker hat eine Anzahl eigenartiger Experimente gemacht, die den Einfluß von Musik auf Proteine nachweisen. Ein besonderes Instrument ruft bestimmte Töne hervor, die sämtlich im Bereich des menschlichen Gehörs liegen. Durch diese Töne wurde nach der Behauptung des Chemikers Eiweiß und Kasein zum Gerinnen gebracht. Auch andere chemische Reaktionen konnten beobachtet werden. Der Erfinder dieses Instruments behauptet sogar, daß man in Zukunft mit Hilfe der Musik Eier kochen könnte. Die augenblicklich stattfindenden Versuche beschäftigen sich mit der Einwirkung von Tönen auf die Milch. Es soll festgestellt werden, ob und wie sich die in der Milch enthaltenen Vitamine unter dem Einflusse der Musik verändern. Vielleicht werden die Hausfrauen der Zukunft musikalische Kocher ihr eigen nennen, auf denen sie das Mittagsmahl mit Hilfe von Tönen zubereiten!

Anekdoten.

Goethe

kehrte nach einer einsamen Wanderung in einem Wirtshause ein. Er setzte sich ermüdet an einen Tisch, bestellte eine kleine Flasche Wein, dazu frisches Brunnenwasser und trank beides untermischt, da er wohl wußte, daß solches den Durst besser lösche als reiner Wein. Doch er war nicht allein. An einem andern Tisch saßen einige junge Leute, meist Studenten. Sie zechten gehörig und ließen es an lauten Späßen nicht fehlen. Als sie nun den bescheidenen Trunk ihres Nachbarn sahen, begannen sie in ihrer übermütigen Weinlaune sich über ihn lustig zu machen und schickten schließlich einen aus ihrer Mitte an seinen Tisch mit der spöttischen Frage, warum er den edlen Nektar mit gemeinem Wasser verdünne. Goethe sah den zudringlichen Fragesteller von oben bis unten lächelnd an und erklärte gleichmütig:

„Wasser allein macht stumm,
Das beweisen im Teich die Fische.
Wein allein macht dumm,
Das beweisen die Herren am Tische.
Und da ich keins von beiden will sein,
Gieß ich das Wasser in den Wein hinein."

Goethe

ging einst mit Herrn von Stein in den Bergen von Karlsbad herum und suchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens. — Stein, ungeduldig, trieb nach Hause, der Dichter zögerte aber immer. — Endlich rief Stein ärgerlich: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich dann?" — „Zu den Kalksteinen, mein Bester", erwiderte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen sie auf."

Der Nachteil.

„An demselben Tage, wo Goethe starb, kam ich zur Welt", sagte ein eingebildeter Schriftsteller. Darauf bemerkte jemand: „Beide Ereignisse gereichen der deutschen Literatur zum Nachteil."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg